

FREIBURGER RUNDBRIEF

Beiträge zur christlich-jüdischen Begegnung

1 In memoriam Shmuel Hugo Bergman¹ s. A. 25.12.1883 — 18.6.1975

Von Professor Dr. David Flusser, Jerusalem

Der jüdische Denker und Philosoph S. Hugo Bergman, den Lesern des »Rundbriefes« bekannt^{1a}, ist in Jerusalem im hohen Alter gestorben. Er ist als grosser Jude, Philosoph und Denker berühmt und war ein wahrlich grosser Mensch. Viele wissen, dass er mit Franz Kafka befreundet gewesen ist. Er war schon in seiner Mutterstadt Prag ein Zionist und verliess schon früh Prag, um 1920 nach dem damaligen Palästina zu übersiedeln, wo er vor fünfzig Jahren an der Gründung der Hebräischen Universität teilgenommen hat; er wurde dort Bibliothekar und später Professor der Philosophie und war der erste Rektor der Hebräischen Universität. Sein Freund war Martin Buber.

Ich habe die Ehre gehabt, in den letzten Jahrzehnten mit Bergman befreundet gewesen zu sein und kann seine wahre menschliche und jüdische Grösse schätzen, die für mich ein Gewinn gewesen ist. Ich habe mit ihm oft über das Wesen des Judentums und des Christentums gesprochen und habe erfahren können, wie er sich als Jude vom Christentum angesprochen gefühlt hat. Das wurde ihm durch seinen klaren Kopf möglich und, wie ich vermute, durch die Tradition der böhmischen Brüder, die er in seiner Jugend in Böhmen kennengelernt hat. Als ein Humanist war er auch gegenüber dem Christentum offen. Man wird, so denke ich, auch von christlicher Seite von Bergman viel über das eigentliche Christentum lernen können.

Bergman hat das Manuskript Bubers »Zwei Glaubensweisen« gelesen, als das Buch noch »Pistis und Emuna« hiess². Seine Einwände Buber gegenüber scheinen mir richtig zu sein. Darum drucken wir hier, auf meinen Vorschlag, Bergmans Brief über die Frage ab, indem wir nur ganz

wenige Zeilen, welche theologisch unwichtig und nur im Zusammenhang mit Bubers Buch verständlich sind, ausgelassen haben. Wir haben auch die Seitenangaben des Briefes ausgelassen; sie beziehen sich nicht auf die endgültige Ausgabe, sondern auf das Manuskript Bubers. So liegt also Bergmans Brief den Lesern des Rundbriefes eigentlich ganz vor. Ich konnte mich mit Bubers Buch über das Christentum nicht ganz befreunden. Nicht einmal die Unterscheidung zwischen dem griechischen Begriff Pistis und dem hebräischen Wort Emuna scheint berechtigt zu sein. Das Zeitwort, von dem das Wort Emuna abgeleitet ist, bedeutet oft in der Bibel einfach »glauben«, und in der rabbinischen Literatur bedeutet Emuna unmissverständlich »Glaube«, wie das griechische Pistis, das auch im Griechischen die Nebenbedeutung Vertrauen hat. Das Wort Pistis bedeutet ja in griechisch auch ganz einfach »Kredit«. Der neutestamentliche Begriff Pistis ist aber eine richtige Übersetzung der hebräischen Emuna.

Nur eine Bemerkung zu den Worten Bergmans: »Nicht der lebendige, sondern der tote und auferstandene Jesus ist der »Stifter« des Christentums.« Vielleicht stimmt es teilweise für Paulus, aus seinem Damaskuserlebnis, und vielleicht wird der »vorösterliche« Jesus in den neuen Grosskirchen nicht genügend beachtet. Aber *muss* es so sein und ist es immer *ganz* so gewesen? Sicher nicht in manchen christlichen Gruppen seit den Waldensern und sicher nicht immer in den Grosskirchen. Jesu Worte und seine Verkündigung haben immer gewirkt – vielleicht nicht genug. Und es kann möglich sein, dass es sich mehr als lohnen würde, zu versuchen, irgendwie die Botschaft des »historischen« Jesus mit der Theologie des Kreuzes zu verbinden, so dass nicht der Ansatz das Kreuz wäre, sondern schon die Seligpreisungen: »Selig sind die geistlich Armen, denn derer ist das Reich der Himmel.« Aber dies nur am Rande. Wichtig sind nun die folgenden Worte des einzigartigen Denkers Shmuel Hugo Bergman. Man wird ihn am besten ehren, wenn man ihnen lauschen wird.

¹ Samuel [Shmuel] Bergman.

^{1a} S. FR u. a. XXV/1973, S. 4, 13 ff. (Anmerkungen 1a u. 2 d. Red. d. FR).

² Vgl. »Zwei Glaubensweisen. Ein Buchbericht über Martin Buber« von Karl Thieme, in: FR III/1951, Nr. 10/11, S. 18 ff.

HUGO BERGMAN AN MARTIN BUBER*

[Ohne Ortsangabe, Jerusalem] 30. 5. 1949

Sehr verehrter Herr Buber,

ich habe eben »Pistis und Emuna« zu Ende gelesen. Ich darf mir natürlich kein Urteil erlauben, aber ich möchte Ihnen doch sagen, dass es mich nicht ganz überzeugt hat.

* In: Martin Buber, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten. Band III: 1933–1965, S. 197–200, Brief 260. [s. u. S. 112 f.]

¹ Es handelt sich um das Manuskript zu »Zwei Glaubensweisen«. Zürich 1950, Manesse Verlag. Wiederabdruck in: Ders.: Werke I, München-Heidelberg 1962, S. 652–782.

Es ist eben doch ein apologetisches Buch, mit allen Vorzügen und Nachteilen der Apologetik. Ich habe das Gefühl, ohne es natürlich belegen zu können, dass Sie dem Christentum und Paulus gegenüber ungerecht sind. Es fiel mir dies besonders auf bei dem, was Sie über Kafka sagen »So ist das Geborgensein des Juden beschaffen«. Des Juden? Ich für meinen Teil habe das Geborgensein in Gott im selben Masse von Christen gelernt wie von Juden. Und bei uns – bei den Guten unter uns – bezieht sich das Geborgensein doch fast immer nur auf den Juden, nicht auf die Kreatur schlechthin.

Und so scheint mir auch gegenüber Paulus die Apologetik zur Ungerechtigkeit zu werden. Mir scheint, dass Parkes² recht hat, wenn er sagt, Paulus habe nicht das Gesetz angegriffen, sondern das Gesetz als eine Alternative für die Erlösung. Und müssen wir nicht, angesichts dessen, was 2000 Jahre später daraus geworden ist und was jetzt vor unsern Augen vor sich geht, Paulus ein grösseres Mass von Richtigkeit in seinem Buch zubilligen? Der Versuch, Jesus mit dem Judentum zusammen gegen das Christentum zu stellen, wie ihn das Buch unternimmt, muss, wie es mir Laien scheint, deswegen missglücken, weil nicht der lebendige, sondern der tote und auferstandene Jesus der »Stifter« des Christentums ist und diese also mit zu ihm gehören. Diese Auferstehung ist nun eine wirkliche oder vermeintliche Tatsache in der Welt. Wie aber soll man sich zu einer Tatsache stellen, als sie entweder bejahen oder verneinen durch ein »Ich glaube, dass« oder »Ich glaube, dass nicht«? Und wenn sie wirklich geschehen ist, so war sie eine so entscheidende Tatsache – die Tatsache, dass ein Mensch den Tod besiegt hat –, ein solcher Neubeginn der Menschengeschichte, dass Paulus recht hatte, dem Glauben an die Tatsache eine einschneidende Bedeutung zuzuschreiben. Und es gibt nicht die Möglichkeit einer Pistis, die durchdrungen ist von der Sicherheit der Emuna, so dass die begriffliche Trennung, die sicher berechtigt ist, sich doch in einer höheren Synthese aufhebt?

Ich konnte mich nicht mit Bultmanns von Ihnen beifällig zitierten Worten befreunden³, wonach aufgrund der Unmöglichkeit, ein Geschehen gegen die Natur als wirklich zu denken, der Gedanke des Wunders unvollziehbar geworden ist und preisgegeben werden muss. Wer kann entscheiden, ob ein Geschehen gegen die Natur ist? Ich halte es für vermessen, wenn der Mensch, mit seiner vollständigen Unwissenheit über das Wesen der Welt, sich erkühnt, zu entscheiden, was gegen die Natur ist. Mit welcher Vollmacht wollen wir erklären, es sei gegen die Natur, dass

ein Mensch dem Winde und dem Meere befehlen könne? Ich halte dies für wissenschaftlich und glaubensmässig völlig unbegründet.

Es ist mir nicht gelungen, den Unterschied zwischen dem Glauben an den Sinai und dem Glauben des Paulus als die »Annahme der Tatsächlichkeit eines Vorgangs, der nicht aus der angestammten Wirklichkeit fliesst«, zu verstehen. Was bedeutet hier »angestammt«?

Warum gehören die »Legenden« von Wiederbelebungs-Wundern nicht hierher? Den Juden in der Zeit Jesu erschienen sie sicher nicht als Legenden. Wenn der »harte Realismus« der Juden in Sachen des Leibes nur von einer eschatologischen Gesamtschau aus sich durchbrechen lässt, so muss doch andererseits gesagt werden, dass der Messias für jede Stunde erwartet wurde und also die Möglichkeit der Auferstehung in jeder Stunde sehr real war. Z. B. gibt R. Jirmijahu⁴ genaue Anweisungen, wie man ihn begraben soll, damit er bereit sei, wenn der Messias kommt. Wäre es wirklich so, dass die Juden sich nicht vertraut machen konnten mit der Auferstehung eines Einzelnen, so wäre die Art, wie Apostelgeschichte Kapitel 2 die Erzählung Petri von der Auferstehung durch die versammelte jüdische Gemeinde aufgenommen wurde, völlig unverständlich. Mir scheint daher der Satz, dass in der jüdischen Glaubenswelt die Tatsache, dass ein Einzelner als Einzelner auferstanden ist, keinen Raum findet, unbegründet. Es handelt sich ja nicht um einen beliebigen Einzelnen, sondern um den Messias.

Zu Thomas⁵. Kann man die Tatsache, dass im späteren Christentum der Vater vom Sohn verdrängt wurde (trotzdem ja immer wieder auch im Christentum selbst dagegen angekämpft wurde), wirklich schon bei Thomas finden, dessen Worte, als er die Stimme des Lehrers hörte, im höchsten Schrecken gesprochen werden? Drei Verse danach⁶ spricht ja das Johannes-Evangelium selbst wieder vom *Sohn Gottes*.

Verzeihen Sie bitte diese Bemerkungen eines Laien.

² James William Parkes, geb. 1896, anglikanischer Theologe, Vorkämpfer des christlich-jüdischen Verständnisses und Kenner der Geschichte des Antisemitismus.

³ Vgl.: Martin Buber an Rudolf Bultmann, Jerusalem, 4. 5. 1949: »... Besonders geholfen aber hat mir dabei [bei der Ausarbeitung der »Zwei Glaubensweisen«] Ihre Theologie des NT I; ... Sie sind ja überhaupt unter den Theologen unserer Zeit der, von dem ich weitaus am meisten, nun schon fast drei Jahrzehnte lang, für das Verständnis des NT habe lernen können ...« In a. a. O., Brief 159, S. 196.

⁴ Rabbi Jirmijahu, Talmudist aus dem 4. Jahrhundert, Rektor der Jeschiwa von Tiberias, wo der palästinensische Talmud entstand. Sein Grab wird bis heute in der Nähe des Ufers des Sees Genezareth gezeigt. Die Talmudstelle, auf die sich Bergman bezieht: Jerusalemer Talmud, K'laim, 9, 4.

⁵ Bezieht sich auf Joh 20, 28: Antwortete Thomas und sagte zu ihm: »Mein Herr und mein Gott!«

⁶ Joh 20, 31.

Dank an Professor S. H. Bergman

In tiefer Verehrung und Dankbarkeit für Professor Bergman möchte noch ein Wort des Dankes zum Ausdruck kommen. Seine stete Anteilnahme am »Rundbrief«, sein immer bereites Geben, jeweils eine Gabe besonderer Art, hat den »Rundbrief« fast 25 Jahre begleitet. Seine Gaben entsprangen der ihm eigenen Art für das Wesentliche, seiner tiefen Geistigkeit, seiner Güte, dem »Dennoch« in seiner unermüdlich schöpferischen Arbeit.¹ Dabei entdeckte er so manchen Bei-

¹ Hier sei u. a. hingewiesen auf: »The Writings of Shmuel Hugo Bergman. A Bibliography 1903–1967« by the late Shohetman and Shlomo Shunami, Jerusalem 1968. The Magnes Press – The Hebrew University – The Jerusalem Philosophical Society. 88 und XI Seiten; mit Namenregister 10 Seiten. – Ferner sind weitere bedeutende Werke inzwischen erschienen.

Demnächst erscheint: S. Hugo Bergman, Die dialogische Philosophie von Kierkegaard bis Buber. Hrsg. von Moshe Barasch, Hebräische Universität, Jerusalem 1976, ca. 300 S., 1 Porträtafel. Heidelberg, 1976, Lambert Schneider (= Phronesis. Eine Schriftenreihe Bd 1).

trag als wesentlich und für den »Rundbrief« förderlich. Unsere persönliche Verbindung bestand seit unserer ersten Begegnung im Juli 1951, seit meinem ersten Israel-Aufenthalt. Diese Begegnung in allen Nuancen bleibt mir unvergesslich. Es war bei einer jüdischen Trauung im Garten bei dem 1970 verstorbenen Rabbiner Dr. Philipp, der in Jerusalem damals Professor Bergman gegenüber wohnte. Wenigstens ein Wort des Dankes möge hier auch ausgesprochen sein für Rabbiner Philipp und an seine Familie für alle Gastfreundschaft, die ich dort fand. Als mich Professor Bergman damals ansprach, wusste ich im ersten Augenblick noch nicht, dass er es war, seine stille Art hatte mich zuvor schon beeindruckt. Ich meine noch heute die Güte des Zuneigens zu spüren. Inzwischen durften bei jeweiligen Aufenthalten in Jerusalem viele erfüllte Besuche folgen. Sie bleiben ein grosser Gewinn. Der letzte Besuch, am 30. 5. 1974, war bei meinem letzten Aufenthalt in Jerusalem vor seinem Tode.

Zwei Zeugnisse zur jüdisch-christlichen Begegnung mögen dieses Dankeswort beschliessen: Aus einem Rückblick von *Abt Leo Rudloff* OSB und ein Schreiben von S. H. Bergman, Jerusalem, vom 24. 3. 1952:

Gertrud Luckner

I Abt Leo Rudloff OSB, Weston Priory (Vermont), USA, 1949–1969 Abtei der Dormitio, Jerusalem*:

»... Als ich 1949 nach Israel kam, war die überwiegende Stimmung unter dem Klerus und den Ordensleuten eher anti-israelisch (um nicht zu sagen anti-jüdisch) als das Gegenteil. Es war gut, in jener Zeit richtungsweisende Ideen aufgesogen zu haben ...

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich auch gerne der ersten noch schüchternen Kontakte, die Dr. Gertrud Luckner und ich zusammen in Israel mit jüdischen Freunden aufgegriffen haben. Das geht zumeist zurück auf das Jahr 1951, als Gertrud Luckner zum ersten Male Israel besuchte. Mein nun inniger Freund, Professor

* Aus: Freiburger Rundbrief, Rückblick und Ausblick, in: FR XXV/1973, S. 11.

Shmuel Hugo Bergman¹, der in diesem Jahre seinen neunzigsten Geburtstag begeht, hatte die Anregungen gegeben. Wir trafen uns Ende Juli 1951 im Haus des 1970 verstorbenen Rabbiners Dr. Philipp mit mehreren jüdischen und christlichen Freunden.

All dies und natürlich manche Erlebnisse in den fünf Jahren, die ich noch in Deutschland vor meiner Auswanderung nach USA unter dem Nazi-Regime erlebt hatte, haben meine Sinne, mein Herz und meinen Verstand für die Fragen geöffnet, die allen um den Rundbrief gescharten Freunden am Herzen liegen.«

¹ Vgl. a. a. O., S. 13, David Flusser: Professor Shmuel Hugo Bergman zum neunzigsten Geburtstag.

II Schreiben von Professor Shmuel Hugo Bergman:

Jerusalem, 24. 3. 1952

Liebe Dr. Luckner!

Als ich heute nachmittag das Dormition-Kloster verliess, sagte ich zu Herrn v. Rudloff, der mich zur Tür begleitete, dass ich Ihnen – der Stifterin dieser Verbindung – gleich am Abend schreiben würde und erbat, die Grüsse Herrn v. Rudloffs beifügen zu dürfen ... Ja, das war mein erster Besuch auf der Dormitio, nachdem Pater Abt schon dreimal bei uns gewesen war. Ich habe einen sehr starken Eindruck davongetragen. Mit mir zusammen war ein junger Kollege ... Ich sah Kirche und Krypta

zum erstenmal, trotzdem ich schon so viele Jahre hier wohne. Einen grossen Eindruck machte auf mich das Refektorium und die Mitteilung, dass dort im vollsten Schweigen gegessen wird¹, während einer der Brüder Heilige Schriften vorliest. Welch ein Gegensatz zu dem Lärm der Welt, zu der Hast und Unruhe, mit welcher man in der Stadt und in den Kibbuzim isst; welche gewaltigen geistigen Kräfte mögen auf diesem Wege erzeugt und in die Welt hinausgestrahlt werden ...

¹ Vgl. *Flavius Josephus: Bellum Judaicum (Der Jüdische Krieg) II:* bei den Juden solle bei den Mahlzeiten vollkommenes Schweigen herrschen (Anm. d. Red. d. FR).

2 Für ein neues Verhältnis zur Glaubensgeschichte des jüdischen Volkes

Erklärung der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Würzburg, 22. November 1975

Nachstehender Wortlaut erscheint als Teil IV/2 in dem Dokument der Synode »Unsere Hoffnung. Ein Bekenntnis zum Glauben in dieser Zeit.«¹

Wir sind das Land, dessen jüngste politische Geschichte von dem Versuch verfinstert ist, das jüdische Volk systematisch auszurotten. Und wir waren in dieser Zeit des Nationalsozialismus, trotz beispielhaften Verhaltens einzelner Personen und Gruppen, aufs Ganze gesehen doch eine kirchliche Gemeinschaft, die zu sehr mit dem Rücken zum Schicksal dieses verfolgten jüdischen Volkes weiterlebte, deren Blick sich zu stark von der Bedrohung ihrer eigenen Institutionen fixieren liess und die zu den an Juden und Judentum verübten Verbrechen geschwiegen hat. Viele sind dabei aus nackter Lebensangst schuldig geworden. Dass Christen sogar bei dieser Verfolgung mitgewirkt haben, bedrückt uns besonders schwer. Die praktische Redlichkeit unseres Erneuerungswillens hängt auch an dem Eingeständnis dieser Schuld und an der Bereitschaft, aus dieser Schuldgeschichte unseres Landes und auch unserer Kirche schmerzlich zu lernen: Indem gerade unsere deutsche Kirche wach sein muss gegenüber allen Tendenzen, Menschenrechte abzubauen und politi-

¹ Vgl. u. S. 66 f. Auf der achten Vollversammlung der Synode einstimmig gebilligt: 225 Ja, 26 Nein, 15 Enthaltungen.

² In: »Synode.« Amtliche Mitteilungen der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der BRD, Bonn, 4/1976.

sche Macht zu missbrauchen, und indem sie allen, die heute aus rassistischen oder anderen ideologischen Motiven verfolgt werden, ihre besondere Hilfsbereitschaft schenkt, vor allem aber, indem sie besondere Verpflichtungen für das so belastete Verhältnis der Gesamtkirche zum jüdischen Volk und seiner Religion übernimmt.

Gerade wir in Deutschland dürfen den Heilszusammenhang zwischen dem altbündlichen und neubündlichen Gottesvolk, wie ihn auch der Apostel Paulus sah und bekannte, nicht verleugnen oder verharmlosen. Denn auch in diesem Sinn sind wir in unserem Land zu Schuldern des jüdischen Volkes geworden. Schliesslich hängt die Glaubwürdigkeit unserer Rede vom »Gott der Hoffnung« angesichts eines hoffnungslosen Grauens wie dem von Auschwitz vor allem daran, dass es Ungezählte gab: Juden und Christen, die diesen Gott sogar in einer solchen Hölle und nach dem Erlebnis einer solchen Hölle immer wieder genannt und angerufen haben. Hier liegt eine Aufgabe unseres Volkes auch im Blick auf die Einstellung anderer Völker und der Weltöffentlichkeit gegenüber dem jüdischen Volk. Wir sehen eine besondere Verpflichtung der deutschen Kirche innerhalb der Gesamtkirche gerade darin, auf ein neues Verhältnis der Christen zum jüdischen Volk und seiner Glaubensgeschichte hinzuwirken.